

Dietrich Seybold

Geschichtskultur und Konflikt

Historisch-politische Kontroversen
in Gesellschaften der Gegenwart

I. Einleitung

Er nahm das teure Album zur Hand, das er mit soviel Liebe zusammengestellt hatte, und musste sich über die Unordentlichkeit seiner Tochter und ihrer Freunde ärgern, denn bald war etwas zerrissen, bald wieder waren Bilder verkehrt zurückgesteckt. Voller Eifer brachte er alles in Ordnung und bog auch die Verzierung wieder zurecht.
(Leo N. Tolstoj, Der Tod des Iwan Iljitsch)

1. Geschichtsbilder als Thema der politischen Auseinandersetzung

1.1 Die Konsenskrise in Geschichtskultur

Aus Sicht der Soziologie können Geschichtsbilder Gesellschaften einen, aber auch spalten.¹ Erinnerung kann Gemeinschaft stiften und soziale Bindekraft sein. Existieren statt einer Erinnerungsgemeinschaft jedoch mehrere partikuläre Gemeinschaften, können desintegrative Kräfte entstehen. Der gesellschaftliche Aggregatzustand «Konsens» geht über in den Zustand «latenter Dissens» oder – in den Zustand «manifesten Konflikt». Geschichte wird zum Politikum. Das Einvernehmen der Erinnerungsgemeinschaften ist erschwert, das soziale Zusammenleben gestört. Vielstimmigkeit setzt ein, die Gesellschaft liegt mit sich im Streit, kurz: Man «fetzt sich» «in Sachen Geschichte»².

1 Vgl.: Tanner, Jakob: Die Historikerkommission zwischen Forschungsauftrag und politischen Erwartungen, in: ders. et al. (Hg.): Gedächtnis, Geld und Gesetz. Vom Umgang mit der Vergangenheit des Zweiten Weltkrieges, Zürich 2002, S. 19–38.

2 Verbreitet ist eine Metaphorik des Kampfes. Zitat nach: Claussen, Detlev: Deutschland. Ein Wintermärchen, in: TA (21.12.1998), S. 45, OA («Seit Martin Walsers

Es ist nicht notwendigerweise auf den ersten Blick ersichtlich, was auf dem Spiel steht, wenn eine Gesellschaft über Geschichte streitet. Die Verwechselbarkeit der öffentlichen Geschichtsdebatte mit der akademischen Debatte in Fachöffentlichkeit ist offenbar gegeben.³

Am Ende einer Fachdebatte steht – jedenfalls dem Ideal nach – vorläufige, falsifizierbare Wahrheit.⁴ Am Ende einer Geschichtsdebatte ist Gesellschaft – vielleicht – wieder geeint, hat ein Geschichtsbild revidiert oder zum alten zurückgefunden, hat zumindest ein Leitbild restauriert oder neu definiert. Falls nicht, bleibt soziales Zusammenleben erschwert. Es ist gesellschaftliches Einvernehmen, das auf dem Spiel steht; Einvernehmen über ein Selbstverständnis von Gesellschaft und über gemeinsame Zukunftsorientierung.

An Debatten um ein abstraktes Ideal historischer Objektivität willen, kann eine Gesellschaft, kann eine Öffentlichkeit kein Interesse haben.

Geschichtsbilder haben eine Doppelfunktion: Individuen wie Kollektive leiten ihr Selbstverständnis, ihre Identität daraus ab.⁵ Und: Individuen wie Kollektive orientieren ihr Handeln an historischer Erfahrung. Geschichtsbilder haben also eine *identitätsbildende* und eine *verhaltens-*

Friedenspreisrede fetzt man sich in Deutschland in Sachen Geschichte»; vermutlich redaktionell gesetzte Einleitung des Artikels). Vgl. auch Titel wie: Bock, Petra / Wolfrum, Edgar (Hg.): *Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*, Göttingen 1999; Linenthal, Edward Tabor / Engelhardt, Tom (Ed.): *History Wars. The Enola Gay and other battles for the American past*, New York 1996; Überliefert ist auch die Bezeichnung «guerres de mémoire» (Hüser, Dietmar: *Vom schwierigen Umgang mit den «schwarzen Jahren» in Frankreich – Vichy und Résistance in der französischen Gesellschaft 1940–1944 und 1944/45–1995*, in: Afflerbach, Holger / Cornelissen, Christoph (Hg.): *Sieger und Besiegte. Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945*, Tübingen/Basel 1997, S. 113).

- 3 Diese Beobachtung macht: Wolfrum, Edgar: *Geschichtspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Der Weg zur bundesrepublikanischen Erinnerung 1948–1990*, Darmstadt 1999, S. 22.
- 4 Fachdebatten sind auch schon Gegenstand theoretischen Nachdenkens gewesen. Siehe: Niethammer, Lutz: *Über Kontroversen in der Geschichtswissenschaft*, in: *Jahrbuch für Geschichtsdidaktik* 1 (1988), S. 205–230, sowie: Lamont, William (Ed.): *Historical Controversies and Historians*, London 1998; Lehmann, Hartmut (Hg.): *Historikerkontroversen*, Göttingen 2000.
- 5 Geschichte ist nicht die einzige Quelle von Identität; auch aus Religion und aus Mythen können Identitäten abgeleitet werden. Auch die schlichte Verfügungsgewalt über Ressourcen kann ein Selbstverständnis begründen.

leitende Funktion.⁶ In Geschichtsbildern als gesellschaftlichen Leitbildern ist Vergangenheit lebenspraktisch, man könnte sagen: in einem sehr allgemeinen Sinne politisch nutzbar gemacht.

Im Rahmen dieser Arbeit wird die verhaltensleitende Funktion von Geschichtsbildern als die im engeren Sinne politische in den Vordergrund gestellt. Es ist jedoch stets bewusst zu halten, dass der Streit über Geschichte zwei verschiedene Irritationseffekte produziert: in Frage gestellt sehen sich zum einen Identitäten, zum anderen richtungsgebende, verhaltensleitende Ideen. Die Infragestellung von Identität, insbesondere von Identität, die aus gelebter Erfahrung abgeleitet wird, kann als enorm kränkend empfunden werden. Dieser psychologische Effekt interessiert hier jedoch weniger.

Vielmehr interessiert die Auseinandersetzung um Geschichtsbilder als Auseinandersetzung um politische und gesellschaftliche Leitbilder. Die Geschichtsdebatte als zentraler Gegenstand dieser Arbeit wird aufgefasst als Konkurrenz der *«Erfahrungsdeuter»*, die Gesellschaft – historisch argumentierend – auf jeweils andere historisch-politische Orientierungen verpflichten möchten. Geschichte ist Politikum im engeren Sinne dann, wenn sich ein politisches Wollen, Planen und Tun historisch begründet, aber keine allgemeine Zustimmung findet. Anders gewendet: wenn das einst etablierte, zustimmungsfähige Wollen, Planen und Tun nicht mehr allgemein akzeptiert wird und herausgefordert ist. Partikulare Erinnerungsgemeinschaften oder auch bloss Einzelne stellen es in Frage, indem sie alternative Sinn-Angebote machen und alternativen Geschichtsbildern anhängig sind.

Gesellschaft erlebt im Moment einer Konsenskrise einen Gewissheitsschwund. Selbstverständlichkeit steht plötzlich zur Debatte: die Selbstverständlichkeit vertrauter, etablierter Geschichtsauffassungen, die Begründungsbasis politischer Projekte gewesen waren und sind. Potentiell ist von diesem Gewissheitsschwund jedes Projekt betroffen, das sich historisch begründet.

Wenn in Geschichtsbildern die Fundamente eines Gemeinwesens *«ruhen»*, da es in ihnen Orientierung findet, kann von einer *«fundamentalen Krise»* gesprochen werden, wenn eine Gesellschaft mit sich im

6 Geschichtstheoretisches Referenzwerk dieser Arbeit war: Lorenz, Chris: Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln/Weimar/Wien 1997.

Streit über Geschichte liegt. Eine Krise ist zu meistern, die umso schwieriger zu bewältigen ist, als es hinsichtlich der Triftigkeit von Aussagen über Geschichte möglicherweise eine «Clearing Stelle»⁷ gibt, der die Aufgabe der Wahrheitsfindung übertragen werden kann. Geschichtswissenschaft versteht sich aber in aller Regel nicht als eine «Ombudsstelle», die zwischen verschiedenen Wertperspektiven *auf* Geschichte vermittelt. Sie mag sich in Konsenskrisen als «Krisenmanager» hervor tun. In normativen Fragen hat sie keine «Richtlinienkompetenz». Eine solche Instanz kennen liberale, offene Gesellschaften, an deren Geschichtskultur teilhaben kann, wer will,⁸ nicht.

Die Verarbeitung der Krise

Es stellt sich daher die Frage, ob Konsens überhaupt aktiv herbeigeführt werden kann. Es scheint eher, dass sich – am Ende eines kollektiven, von Einzelnen oder einzelnen Gruppen zwar beeinflussbaren aber nicht steuerbaren Prozesses der Verarbeitung einer Krise – Konsens wieder einstellt oder eben nicht. Es ist auch möglich, dass erträgliche Formen des Umgangs mit dem Konflikt gefunden werden, ohne dass er «gelöst» wird. Das Abflauen einer Geschichtsdebatte ist nicht sicheres Zeichen, dass es Konsens gibt. Bestimmte Fragen können – in zeitlichen Abständen – erneut und immer wieder strittig werden.⁹

Es ist das System «Öffentlichkeit», das eine Konsenskrise zuallererst verarbeitet. Nach *einem* Modell von Öffentlichkeit werden die in einer Gesellschaft erreichten Konsense oder Mehrheitsmeinungen in politische Verarbeitungsprozesse sozusagen eingespiesen; Ausstossprodukt politi-

7 Vgl.: Bach, Wolfgang: Geschichte als politisches Argument. Eine Untersuchung an ausgewählten Debatten des Deutschen Bundestages, Stuttgart 1977, S. 139. Der Autor ist der Meinung, die Fachdidaktik eigene sich als Instanz, «falscher Verwertung» historischen Wissens beizukommen.

8 Der Begriff «offene Gesellschaft» wird in diesem spezifischen Sinne gebraucht.

9 Die Dringlichkeit, einen Konflikt zu bearbeiten, kann aus verschiedenen Gründen schwinden: abflauende Streitlust, Einsicht in die Sinnlosigkeit, in normativen Fragen einen Konsens erreichen zu wollen. Das Abflauen eines Streits ist nur ein sicheres Zeichen, dass soziales Zusammenleben wieder als erträglich gilt. Ein Konflikt ist damit beendet oder tritt ein in eine Phase der Latenz.

scher Öffentlichkeit ist demnach gesetzgeberischer Verarbeitungsdruck.¹⁰

Das ist auch im Falle von Geschichtsdebatten denkbar – etwa in einer gesetzgeberischen Verarbeitung des Anspruchs von Minoritäten, die in ihrer kulturellen Identität anerkannt werden wollen; oder in Anstrengungen, Unrecht abzugelten, das Einzelnen oder einer bestimmten Gruppe angetan worden war.¹¹ Aber der Gedanke, dass Geschichtsdebatten generell gesetzgeberisches Handeln veranlassen, mutet seltsam an. Er ist zumindest unvertraut, denn Geschichte mag partiell als ›justitiabel‹ angesehen werden – im Allgemeinen wird sie es nicht. Der Streit über Geschichte findet im ›Raum‹ informeller Normen statt, im ›Raum‹ der Geschichtsdiskurse, aber eben auch in einem ›Raum‹ der Normen. Geschichtsbilder im hier zuallererst interessierenden Sinne sind nicht bloss beliebige Geschichtsrepräsentationen, es sind Institutionen der Erinnerung von sozialer Bedeutung. Gesellschaft nimmt zur Kenntnis, ob sich Individuen an bestimmte Sprachregeln halten, oder nicht. Der Umgang mit Geschichtsbildern ist nicht beliebig. Erinnerung ist sozusagen in Sprache institutionalisiert. In wesentlichen Punkten gibt es eigentlich keine Debatte, darf es keine geben. Es ist daher sinnvoll, den Begriff ›Geschichtsbild‹ soziologisch enger zu fassen und auf den Begriff ›Diskurs‹ zu beziehen. Die Analyse wird damit in einem diskursanalytischen Modell fundiert. So kann gezeigt werden, dass der Streit über Geschichte – soziologisch betrachtet – ein Normkonflikt ist; ein Konflikt um die informelle Norm ›Geschichtsbild‹ und somit ein Konflikt, der auch im ›Raum‹ informeller Normen gelöst werden muss.

10 Die Untersuchung stützt sich nicht auf *ein* Modell von Öffentlichkeit, sondern bezieht sich – vor allem in Teil IV – auf eine soziologische Diskussion. Siehe: Gerhards, Jürgen: Diskursive versus liberale Öffentlichkeit. Eine empirische Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 49 (1997), S. 1–34.

11 Vgl.: Barkan, Elazar: Völker klagen an. Eine neue internationale Moral, Düsseldorf 2002.

Ein ›Diskurs‹¹² im ganz allgemeinen Sinne ist ein eingegrenztes Repertoire der Denk- und Ausdrucksmöglichkeiten; aus der Eingrenzung ergibt sich, was im Geltungsbereich des Diskurses als sprachlich akzeptabel gilt und was nicht. Unter ›Geschichtsdiskurs‹ sei hier verstanden: eine Sprachregelung, die das Feld sprachlicher Möglichkeiten, Aussagen über Geschichte zu machen, definiert und gleichzeitig in je ein Feld akzeptabler und inakzeptabler Möglichkeiten unterteilt.

Der Begriff ›Geschichtsdiskurs‹ ist eine soziologisch konkretere Fassung des allgemeineren, vertrauteren und daher griffigeren Begriffs ›Geschichtsbild‹. Im Folgenden werden beide Begriffe verwendet. Aus der Verhältnisbestimmung ergibt sich der Effekt, dass von nun an auch im Begriff ›Geschichtsbild‹ die Möglichkeit anklingt, dass es soziale Bedeutung hat oder bekommt. Ein unsichtbares Hintergrundphänomen ist mitzudenken: ein ›Raum‹ informeller Regeln und Normen; letztlich: eine Vorstellung von Gesellschaft.

Es ist nun zu erkennen: Anlass für Geschichtsdebatten ist immer ein Normverstoss, eine Abweichung vom selbstverständlich Vertrauten. *Was* selbstverständlich vertraut ist bzw. war, kann vom Normverstoss her sichtbar gemacht werden: es sind eben Geschichtsdiskurse mit normativer Kraft, nicht bloss einzelne, beliebig konstruierbare ›Bilder der Geschichte‹.

Der Konflikt gibt Gelegenheit zur Inventarisierung pluraler Diskurse, da jede Gruppe, jede Erinnerungsgemeinschaft, die glaubt, etwas zu verlieren zu haben, sich in eine Debatte einbringt und inkriminiert, was für sie inakzeptabel ist. Es wird erkennbar, welchen Wert Gruppen Leitbildern beimessen, denen sie anhängig sind.

Kein Historiker, keine Historikerin kann unbeeindruckt bleiben von der Innigkeit, mit der einige Gruppen ihren Geschichtsbildern verpflichtet sind. Die Geschichtsdebatte bedeutet aber auch einen jähen Wandel des Klimas, der mit einer Konsenskrise über Gesellschaft kommt. Erhitzt sich das Meinungsklima, wirkt sich dies in vielfältiger Weise auch auf die Bedingungen historischen Denkens und Forschens

12 Einen kurzen Abriss der Begriffsgeschichte gibt: Steinmetz, Willibald: [Artikel] Diskurs, in: Jordan, Stefan (Hg.): Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002, S. 56–60.

aus, nicht eben, jedenfalls nicht nur, in vorteilhafter Weise. – Es ist nun einzugehen auf Erfahrungen der Fachhistorie in Zeiten der Konsenskrise.

1.2 Zwischen Indifferenz und Anfeindung: Irritationserfahrungen der Fachhistorie in Zeiten der Konsenskrise

Geschichtswissenschaft schreibt sich selbst eine Orientierungsfunktion für Gesellschaft zu: Die «disziplinäre Matrix»¹³, das grundlegendste und meistverbreiteste Modell von Fachhistorie in ihrer Einbettung in Gesellschaft, sieht eine solche Funktion vor. Den gesellschaftlichen Streit über Geschichte sieht das Modell nicht vor, auch nicht eine eventuelle Irritationsfunktion (der «Output» von Forschung kann Gesellschaft auch irritieren und eine Debatte mit initiieren)¹⁴. Die Möglichkeit einer Dysfunktionalität ist so wenig vorgesehen, wie die Möglichkeit eines Erinnerungskonflikts ausserhalb der Fachhistorie. Geschichtswissenschaft wird zwar als eingebettet in Gesellschaft begriffen, die «Matrix» scheint jedoch bloss einen «Courant normal» als einen wünschenswerten Zustand zu beschreiben (obwohl es sich eigentlich nicht um ein normatives Modell handelt).

Die in der Folge zu beschreibenden Erfahrungen können und sollen zu der Frage führen, ob dieses Modell, das recht eigentlich konkurrenzlos dasteht, das Umfeld von Forschung, auch Veränderungen im Umfeld, überhaupt erfasst.

Es scheint, dass die im Folgenden zu schildernden Erfahrungen nicht recht in dieses Modell zu integrieren sind. Und auch die Wissenssoziologie, zuständig für die Beschreibung der Institution «Wissenschaft» im Kontext von Gesellschaft, hilft nicht eigentlich weiter. Diese Disziplin scheint das Thema «Geschichtswissenschaft und Gesellschaft», auch das Thema «gesellschaftliche Wirkungen fachwissenschaftlicher Wissensproduktion» noch gar nicht für sich entdeckt zu haben.¹⁵

13 Rüsen, Jörn: [Artikel] Disziplinäre Matrix, in: Jordan (Hg.), Grundbegriffe, S. 61–64.

14 So geschehen etwa in Israel. Vgl. Hauptteil II, Abschnitt 4.2 b.

15 Vgl. etwa: Felt, Ulrike / Nowotny, Helga, Taschwer, Klaus: Wissenschaftsforschung. Eine Einführung, Frankfurt a.M./New York 1995.

Geschichtswissenschaft sieht sich dennoch problematischen Veränderungen in ihrem gesellschaftlichen Umfeld, einem konflikthaften Umfeld, gegenüber. Und Geschichtsdebatten sind irritierende Erfahrungen. Drei Erfahrungsmuster, drei Beispiele von Irritationserfahrungen, seien in einer vorläufigen Umschau herausgestellt:¹⁶

Problematische Erwartungsbildungen

In Geschichtsdebatten werden Fachhistoriker nachgefragt als «Experten». Diese Nachfrage hat jedoch etwas Zweischneidiges. In welcher Rolle sind Historiker gefragt? Als sachkundige «Informanten» oder als Vermittler zwischen Wertperspektiven, als Deuter der Geschichte?¹⁷ Kommt von den Experten das «klärende Wort»? Oft kommt es nicht, weil in Geschichtsdebatten auch Streit zwischen normativen Positionen herrscht. Wenn der «Experte» dies erkennt, muss er einem Publikum seinen, wissenschaftlich-kontrollierten Umgang mit Wertpositionen verständlich machen. Auch dies geschieht kaum je reibungslos.

So entsteht vielfach Verwirrung. Der «Experte» spricht von Nicht-Parteilichkeit, scheint sich jedoch – in der Wahrnehmung des Publikums – auf eine Seite schlagen zu wollen, indem er die sachliche Solidität einer Argumentation kritisiert. Seine Rolle hat etwas Prekäres. Und da Rollen im soziologischen Sinne Erwartungsbildungen sind, liegt der tiefere Grund der Verwirrung in einer unzureichenden Klärung, was von «Experten» erwartet werden kann. Eine Klärung einer solchen Situation setzte allerdings auch voraus, dass der «Experte» sich im Klaren ist, was von ihm erwartet werden darf.

16 In den Jahren, die der Entstehung dieser Arbeit vorausgingen, konnte eine Geschichtsdebatte als regelrechte Erschütterung einer Geschichtskultur wahrgenommen und gewissermassen aus der Innenperspektive beobachtet werden. Dieses Beispiel, die Debatte über die «Rolle» der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges, steht indes, obschon es weiter unten behandelt wird, nicht im Mittelpunkt dieser Studie. Das Bewusstsein für die Thematik im Allgemeinen hat sich jedoch insbesondere an diesem Beispiel geschärft.

17 Vgl. die Ausführungen in Hauptteil IV, Abschnitt 2.1 b (Das «Mandat» der Interpretation).

Intellektuelle Gegnerschaft und anti-liberale Anfeindung

In Gelassenheit hat der Althistoriker Christian Meier auf den «Historikerstreit» zurückgeblickt. Gelassen aber auch klargemacht, dass es keine besonders angenehme Erfahrung gewesen ist, sich an diesem Streit zu beteiligen: «[...] der Streit war heftig, man bekam Drohbriefe, ganz umsonst war es also nicht.»¹⁸

Im Modell der «Matrix» ist weder vorgesehen, dass Gesellschaft Kritik übt an Fachwissenschaft, noch dass Teile von Gesellschaft gewissermassen auf Geschichtswissenschaft «losgehen».

Wenn sich das Meinungsklima infolge öffentlicher Diskussion jedoch erhitzt und polarisiert, sind auch bzw. *gerade* in liberalen Gemeinwesen Anfeindungen der Fachhistorie zu erwarten, die über blosser intellektueller Gegnerschaft weit hinausgehen und von verbaler Aggression¹⁹ bis zum tätlichen Angriff reichen. Ein eigentliches «Schwarzbuch der Zensur», das neben staatlicher Zensur Übergriffe jeder erdenklichen Art verzeichnet, ist unlängst vorgelegt worden.²⁰ Es drängt sich der Eindruck auf, dass Anfeindung eher die Regel als die Ausnahme darstellt. Umso dringlicher erscheint die Aufgabe, über Wirkeffekte historischer Forschung nachzudenken. Auch die Verweigerung einer Rezeption der Ergebnisse von Forschung, sowie das «Zurückschlagen» sind «Antworten» auf fachhistorische Orientierungsangebote.

«Alternative Geschichtsschreibung»

Erinnerungsgemeinschaften, die sich in den Ergebnissen von Forschung nicht «wiederfinden» und eine akademische Geschichtsschreibung sozusagen «abgeschrieben» haben, schreiben ihre Geschichten selbst. Geschichtswissenschaft ist heute in einer «Szene» «alternativer Geschichtsschreibung» situiert. Im Extremfall nimmt «alternative Geschichtsschreibung» die Fachhistorie nicht einmal mehr als Adressaten von Kritik ernst. Sie wird ignoriert.

18 Meier, Christian: Dankesrede für den Cicero-Preis, in: Merkur 53 (1999), S. 90.

19 Siehe: Zala, Sacha: «Wir kennen nur eine einzige Wissenschaft, die Wissenschaft der Geschichte.» Unzeitgemässe Betrachtungen eines «Junghistorikers», in: traverse 8 (2001), S. 19–27.

20 De Baets, Antoon: Censorship of Historical Thought. A World Guide 1945–2000, Westport/London 2002.

Die Produktion von ‹Bildern der Geschichte› ist heutzutage so leicht, dass Geschichtskultur eine Flut von Geschichtsdarstellungen in allen denkbaren medialen Formen ausstösst. Manche Gruppen berufen sich auf Ideale von Wissenschaft. Andere lehnen gerade dies ab. Einige haben einen institutionellen Rückhalt, andere nicht. Im Zwischenbereich von Wissenschaft und Publizistik reagiert eine Vielzahl von Akteuren auf Bedürfnisse, die Wissenschaft nicht abdeckt. Diese Grauzone ist zur Kenntnis zu nehmen, denn in postmodernen Gesellschaften ist eine Situation verschärfter Konkurrenz entstanden: Fachhistorie ist bei weitem nicht einziger Produzent historischer Orientierungsangebote.

1.3 Fragestellung und Anlage der Untersuchung

Ziel dieser Arbeit ist es, den Phänomenbereich ‹Geschichtsdebatte› zu erhellen. Die Fragestellung lautet: Wie kann der Gegenstand verstanden und interpretiert werden.

Ziel ist es im Besonderen auch – so dass von zwei Zielen gesprochen werden kann –, die Situation der Fachhistorie in oder angesichts von Geschichtsdebatten zu klären. Die besondere Fragestellung lautet also: in welcher Umwelt ‹lebt› Fachhistorie heute? Wie reagiert sie auf Veränderungen in ihrem Umfeld, auf gesellschaftliche Konflikte? Welche Möglichkeiten zu reagieren gibt es überhaupt?

In einem weiteren Sinne führt dies zu einer Überprüfung des Selbstverständnisses von Geschichtswissenschaft. Denn es steht fest, dass sich diese zum Phänomen ‹Geschichtsdebatte› in der einen oder anderen Weise ‹verhält›, ob sie es nun will oder nicht. Hier soll daher versucht werden, zu einer Selbstvergewisserung beizutragen.

An dieser Stelle sei bloss angedeutet, dass es sich um eine Selbstvergewisserung angesichts des Phänomens ‹politische Verwertung von Geschichtswissen› handeln muss. Der Streit um Geschichtsbilder wird als eine besondere, eben konflikthafte Situation im Prozess gesellschaftlicher Erfahrungsbeurteilung gesehen. Das heisst auch, dass Erfahrung auch dann beurteilt und verwertet wird, wenn Gesellschaft nicht mit sich im Streit liegt. Ein solcher Prozess ist immer schon im Gang.

Wenn am Ende dieser Arbeit der Objektbereich ‹Geschichtsdebatte› im Rahmen eines noch weiteren Objektbereichs ‹politischer Verwer-

tungszusammenhang» besser verstanden und beschrieben ist als bis anhin, hat sich der Anspruch dieser Studie erfüllt.

Die Ziele sollen in drei Arbeitsschritten, a bis c, erreicht werden; konkret in den Hauptteilen II bis IV:

a) (Zweiter Hauptteil): Bestandesaufnahme und Präsentation eines Materials in der Auslegeordnung einer internationale angelegten Debat-
tengeschichte der 1990er Jahre; korrespondierend dazu: Aufbau einer
fallweise strukturierten Bibliographie (Sechster Hauptteil);

b) (Dritter Hauptteil): Diskussion theoretischer Entwürfe, die als In-
terpretationsrahmen einzelner Fälle in Frage kommen;

c) (Vierter Hauptteil): Analyse eines exemplarischen Falles.

Im Folgenden sollen die Arbeitsschritte im einzelnen erläutert wer-
den:

ad a) (Zweiter Hauptteil): Es müssen Kriterien gefunden und dargelegt
werden, die es erlauben, die auf den ersten Blick unüberschaubaren
Stoffmassen in eine Ordnung zu bringen. Eingegangen wird auf ein the-
matisches, ein geographisches und ein zeitliches Kriterium:

Eine Definition als thematisches Kriterium der Stoffauswahl

Zur genaueren Bestimmung des Gegenstands wurde auf eine medien-
soziologische Definition des «publizistischen Konflikts» zurückgegriffen,
einer Unterform des «öffentlichen Konflikts»:²¹

Der «publizistische Konflikt» sei definiert als eine via Massenmedien
über einen längeren Zeitraum hinweg in Öffentlichkeit ausgetragene
Kontroverse zwischen mindestens zwei Konfliktparteien, die über In-
formationen und Meinungen über einen zentralen Gegenstand verfügen.
Ein solcher Widerstreit wühlt Gesellschaft auf, mobilisiert ein breites

21 Das Folgende in Anlehnung an: Kepplinger, Hans Mathias: Publizistische Konflikte. Begriffe, Ansätze, Ergebnisse, in: Neidhardt, Friedrich (Hg.): Öffentlichkeit, öffentliche Meinung, soziale Bewegungen, Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 34, Opladen 1994, S. 214–233. – Der *Skandal* – als eine der drei Unterformen – kann als schnell beendeter publizistischer Konflikt begriffen werden, denn ein Konsens, dass eine Normverletzung «skandalisiert» werden muss, stellt sich rasch ein. Die *öffentliche Krise* hingegen ist eine Ausweitung der publizistischen Kontroverse, die eine Gesellschaft in eine – gesamtgesellschaftlich relevante – Problemsituation geführt hat.

Publikum zur Teilnahme und erhält als Diskursereignis daher meist einen Eigennamen.

«Zentraler Gegenstand» einer Geschichtsdebatte ist immer ein doppelter: ein alternatives Geschichtsbild als Herausforderung eines etablierten. Als Geschichtsrepräsentation liegt die Alternative in konkreter Ausarbeitung vor – in einem beliebigen Medium der Artikulation – und hat potentiell die Funktion eines «neuen» Leitbildes für Gesellschaft, ist eine «neue» richtungsweisende Idee. Diese potentielle Funktion, auch die «neue» Richtung, wird im allgemeinen sehr klar gesehen, auch von den Anhängern etablierter Geschichtsbilder.

Rein strukturell betrachtet sind Geschichtsbilder wie auch «Geschichtsbild-Vorschläge» sprachliche oder bildliche Erzählkonstruktionen, die einerseits *Informationen* über Vergangenheit enthalten, die auf ihre sachliche Richtigkeit hin befragt werden können, und andererseits *Interpretationen* der Information, also Bedeutungsgebungen, insbesondere wertende Bedeutungsgebungen, die auf bestimmte Wertpositionen zurückgeführt werden können.²²

Sachliche Korrektheit von Information und Annehmbarkeit von Interpretationen werden immer zugleich verhandelt. Gesellschaftlich bedeutsam ist Information über Vergangenes aber erst als gedeutete Information. Erst die deutende Bewertung von Geschichte als Erfahrungsmaterial stellt gesellschaftliche Bedeutsamkeit von Geschichtsbildern als Leitbildern her. Von dieser Funktion her erklärt sich Dramatik und Dringlichkeit publizistischer Konflikte zwischen den Anhängern alternativer Geschichtsbilder (und die manchmal absurd anmutende Fixierung auf das sachliche Detail).

«Angriffe» auf die sachliche Richtigkeit von Geschichtserzählungen sind gleichbedeutend mit «Angriffen» auf die «Fundamente» bestimmter Geschichtsdeutungen (und auf die Kompetenz der Geschichtsdeuter). Es ist stets diese Dialektik von Information und Interpretation im Auge zu behalten, wenn in Beispielfällen auf rein sachliche – oder scheinbar bloss sachliche – Divergenzen eingegangen wird.

22 Diese Unterscheidung zweier sich bedingender Aspekte – Faktengrundlage und wertende Perspektivierung – ist eine bloss analytische; sie ist indes wichtig, um einen Dissens präzise zu lokalisieren. Denn es ist denkbar, dass Konsens herrscht über eine Faktengrundlage herrscht, Dissens aber über die Bewertung derselben.

Ein anderer Debattentypus

Der hier erfasste Debattentypus ›Widerstreit der Geschichtsbilder‹ ist nicht die einzige Form einer geschichtsbezogenen Debatte. Es kommt daneben ein Typus ›Streit über Diskursnormierung‹ bzw. ›Historisch-politische Korrektheit‹ vor, in dem ein eigentlicher ›Widerstreit der Geschichtsbilder‹ eigenartigerweise fehlt. Dieser Typus sei nur erwähnt; er ist hier nicht Gegenstand, eben so wenig wie politische Debatten mit einem indirekten Geschichtsbezug.²³ Kennzeichnend ist ein Aufbegehren des Subjekts gegen gesamtgesellschaftliche Diskursnormierungen, ohne dass indes das Subjekt wirklich einem anderen Geschichtsbild anhängig sein muss; und typischerweise kommt diese Form der Auseinandersetzung in Ländern vor, die – insbesondere auf dem Gebiet der Geschichte – die rigidesten Diskursnormierungen kennen.²⁴

23 Die sogenannte «Finkelstein-Debatte» war keine Geschichtsdebatte im hier verstandenen Sinne, sondern eine indirekt geschichtsbezogene politische Debatte ohne einen zentralen ›Widerstreit der Geschichtsbilder‹. Sie stellt allerdings einen – hier nicht berücksichtigten – Grenzfall dar, da man jede Frage von der Art: «Gibt es eine Holocaust-Industrie?» auch historisch wenden kann («Gab es...?»; «Ist eine solche entstanden?»). Vgl.: Piper, Ernst (Hg.): Gibt es wirklich eine Holocaust-Industrie? Zur Auseinandersetzung um Norman Finkelstein, Zürich 2001; Steinberger, Petra (Hg.): Die Finkelstein-Debatte, München 2001. – Auch Debatte um die Gestaltung eines Erinnerungsortes, man denke an die hier nicht berücksichtigte bundesdeutsche «Mahnmal-Debatte», ist nur dann eine Geschichtsdebatte, wenn ein ›Widerstreit der Geschichtsbilder‹ und nicht ein ›Widerstreit ästhetischer Konzepte‹ oder ein Widerstreit über die Frage, was Erinnerungskultur überhaupt solle, vorliegt. Vgl.: Jeismann, Michael (Hg.): Mahnmal Mitte. Eine Kontroverse, Köln 1999.

24 Es ist insbesondere an Deutschland und an die Vereinigten Staaten zu denken. – Die «Walser-Bubis-Debatte» etwa wird hier als Phänomen einer Kultur ›Historisch-politischer Korrektheit‹ und nicht als Geschichtsdebatte aufgefasst. Kernpunkt des Streits war die Frage nach dem Verhältnis zwischen ›privater Erinnerung‹/›privatem Gewissen‹ und dem Geschichtsdiskurs einer Gesellschaft als Norm. Der Schriftsteller Martin Walser begehrte – in einer bewusst gesetzten Provokation – dagegen auf, dass Korrektheitsvorschriften in das persönliche Gewissen des Einzelnen «hineinregieren». Diese Infragestellung des Diskurses als sozialer Tatsache, als Regelung des «Umgangs» mit der Vergangenheit wurde, wie nicht anders zu erwarten, «skandalisiert». Vgl.: Schirmacher, Frank (Hg.): Die Walser-Bubis-Debatte. Eine Dokumentation, Frankfurt a.M. 1999. Dass es sich um eine geplante Provokation handelte, geht hervor aus: Walser, Martin: Sich eine Unschuldsmöglichkeit erschaffen [Interview mit Martin Walser], in: TA (10.10.1998), OA.

Keine räumliche Beschränkung

Ein geographisch einschränkendes Kriterium wurde bedacht und verworfen. Das geographische Kriterium der Auswahl lautete also: grösstmögliche Vollständigkeit, obwohl sich daraus Probleme der Durchführbarkeit ergeben: <ein Problem der Ferne> und ein <Problem der Fülle>.

Geographisch weit entfernte, gar entlegene Öffentlichkeiten sind nicht unmittelbar einsehbar. Und wenn doch, so ist dem Beobachter nicht unmittelbar verständlich, was eine Gesellschaft, die er nicht kennt, umtreibt. Eine eminent wichtige Quelle dieser Arbeit ist daher der Korrespondentenbericht; grundlegend ist die deutschsprachige Auslandsberichterstattung, die auch intellektuelle Debatten abdeckt.²⁵ Natürlich wurde darauf geachtet, immer ein Meinungsspektrum zu hören. Abhängigkeit von bloss einer Quelle sollte vermieden werden.²⁶

Distanz ist aber nicht bloss von Nachteil. Distanzierte Beobachtung führt eher zur Klarheit, als die emphatische Identifikation mit dem Parteistandpunkt. Distanz ist aber auch nicht mit Unparteilichkeit gleichzusetzen.

Das Problem der Parteilichkeit kann gar nicht eliminiert, sondern bloss kontrolliert werden. Ihm muss offen begegnet werden. Jede beschreibende Rekonstruktion eines Streits kann ja als indirekte Beteiligung ausgelegt werden, weil parteiliche Positionen notwendigerweise in eine bestimmte Perspektive gerückt werden müssen. Es ist nicht zwingend gegeben, dass sich die Parteien in solchen Fremdbeschreibungen wiedererkennen und verstanden wissen; es wird aber auch nicht angestrebt. Es ist schlicht nicht zu umgehen, dass schon das blosses Nicht-

25 In erster Linie wurde das Online-Archiv der «Neuen Zürcher Zeitung», in zweiter jenes der «Frankfurter Allgemeine» benutzt (beide erschliessen den Zeitraum 1993 bis in die Gegenwart). Diese beiden Archive legten die Grundlage. Ergänzend, und um der ideologischen Ausgewogenheit willen, wurde jeweils nach anderen Standpunkten (in anderen Pressearchiven) gesucht. Die Abdeckung der Themen in den diversen Archiven war jedoch so variabel, dass der «andere Blick», der dezidierte Linksstandpunkt nicht immer aus der gleichen Quelle stammen konnte.

26 Die Aufgabenstellung «Bericht über den Umgang mit Geschichte im internationalen Vergleich» hat im übrigen auch – teilweise sehr gelungene – Beispiele der Textgattung «essayistischer Reisebericht» hervorgebracht. Vgl. etwa: Buruma, Ian: Erbschaft der Schuld. Vergangenheitsbewältigung in Deutschland und Japan, München/Wien 1994; Paris, Erna: Vergangenheit verstehen. Wahrheit, Lügen und Erinnerung, Berlin/München 2000.

Partei-Nehmen, in Sinne der Verzichtes auf einen Positionsbezug in der Sache, als Parteilichkeit ausgelegt wird.

Das Problem der Distanz stellt sich schliesslich auch als Problem der Einmischung dar: ein Beobachter, der Gesellschaften beschreibt, die mit sich im Streit liegen, berührt heikle Themen. Im Rahmen der Arbeit werden eine Fülle solcher Themen angesprochen. Es wurde versucht, ein entsprechendes Problembewusstsein in die Sprache einfließen zu lassen. Das Bewusstsein, dass es sich um sensible Themen handelt, muss in Sprache erkennbar werden.²⁷

Auch das Problem der Materialfülle musste bewältigt werden, möglichst so, dass aus dem Nachteil ein Vorteil wurde. Aus Problemlösung wurde weiteren Nutzen, einen Mehrwert, geschöpft. Angesichts von Materialfülle galt es, nach Möglichkeiten einer besseren intellektuellen Durchdringung der Thematik zu suchen. Diese Suche schärfte letztlich den Ordnungssinn und führte zur thematischen Fokussierung auf letztlich nur ein Fallbeispiel, das jedoch im Rahmen eines strukturierten Bezugfeldes steht.

Denn die Nicht-Einschränkung des Gegenstandsbereichs wurde als wertvoll erachtet. Nur in vergleichender Betrachtung lassen sich typische Strukturen erkennen, Themenstrukturen in Debatten, Zusammenhänge zwischen einzelnen Debatten auch; Kontinuitäten von Themen (regelmäßige <Themenkarrieren>) und das <Wandern> von Konflikten von einem Ort zum anderen. Vielerlei historische Sachthemen sind ohnehin international relevant – werden aber verschiedenen Orten durchaus unterschiedlich verarbeitet.²⁸ Auch diese Unterschiedlichkeit im Umgang mit Vergangenheit zu sehen, ist wertvoll.²⁹

Zudem ist Geschichtswissenschaft universalistisch, eine universale Arbeitsgemeinschaft. Es handelt sich – in unterschiedlichen Ausprägungen zwar – überall doch um die gleiche Institution <Wissenschaft>.

27 Es handelt sich durchwegs um Zugriffe in Bereichen nationaler Empfindlichkeiten. Ethos der Arbeit ist eine Form der Thematisierung, die sich darüber Rechenschaft ablegt. So kann im weiteren Sinne zum besseren Verstehen und bewussteren Umgehen mit derartigen Empfindlichkeiten beigetragen werden.

28 Eine geographische Einschränkung ergab sich im übrigen dadurch, dass Geschichtsdebatten ein Phänomen <offener>, liberaler Gesellschaften sind. Siehe <Reflexion II> in Hauptteil II.

29 Leider existieren zahlreiche Stereotypen, was den Umgang mit der Geschichte in verschiedenen Ländern betrifft. Japan gilt als rückständig, was die Aufarbeitung seiner Kriegsvorgänge betrifft, Deutschland als vorbildlich.

die Erfahrungen mit Geschichtsdebatten macht. Eine Bestandesaufnahme der Erfahrungen der Fachhistorie wird demnach umso vollständiger sein, je umfassender der Horizont dieser Bestandesaufnahme ist. Dies der zweite Grund, der für eine Nicht-Einschränkung des geographischen Horizonts sprach. Es sind Umweltbedingungen von Forschung, die in einem umfassenden Sinne erhellt werden können. Die Bestandesaufnahme hat daher auch den Sinn, ein Material zu dokumentieren und zur Verfügung zu stellen – zur weiteren Bearbeitung.

Die geschichtskulturelle Konstellation der neunziger Jahre

Einen zeitlichen Rahmen zu setzen, erschien sinnvoll, nicht bloss aus Gründen der Durchführbarkeit. Seit dem Jahr 1989 hat sich eine geschichtskulturelle Konstellation ausgeformt, die als Ganzes zu betrachten lohnend erschien. Darunter ist eine Gleichzeitigkeit politischer und gesellschaftlicher Umstände zu verstehen, die sich wechselseitig bedingen und die Eigenheiten national durchaus unterschiedlicher Geschichtskulturen doch in ähnlicher Weise beeinflussen. Deshalb werden – ohne damit zukünftigen Periodisierungen der Zeitgeschichte vorgreifen zu wollen – im Rahmen dieser Arbeit die ›langen‹ neunziger Jahre (1989–2001) betrachtet und damit auch eine Grundlage für eine Geschichte der Geschichtskultur der neunziger Jahre gelegt.³⁰ Unterschiedliches kann im Kontext struktureller Bedingungen wahrnehmbar gemacht werden.

Diese Bedingungsfaktoren seien, in einer Folge kurzer Betrachtungen, in einigen Strichen skizziert:

Neue Strukturen internationaler Politik: Die Notwendigkeit zur historischen Rückschau stellte sich in der weltpolitisch offenen Situation nach 1989³¹ als besonders dringlich dar. Wie anders war Orientierung zu gewinnen, sofern diese fehlte?³² Eine Dialektik aus Geschichtslosigkeit, dem schlafwandlerischen Weitergehen in Selbstvergessenheit, und einer Geschichtsversessenheit, einer suchenden Rückwärtsgewandtheit, ergab sich aus der Logik der Situation. Innenpolitische Konsenspflicht – aus

30 Der Einbezug des «Historikerstreits» und der «Waldheim-Affäre», also zweier Debatten der achtziger Jahre, wird in den ›Vorüberlegungen‹ zu Hauptteil II begründet.

31 Vgl. exemplarisch: Kohler, Georg / Meyer, Martin (Hg.): Die Folgen von 1989, München/Wien 1994.

32 Vgl.: Hardtwig, Wolfgang: [Artikel] Geschichtskultur, in: Jordan (Hg.), Grundbegriffe, S. 112–115.

der Situation weltpolitischer Bipolarität heraus begründet – wurde fragwürdig; innergesellschaftliche Konflikte kamen verstärkt zu Bewusstsein. Geschichtskultur war ein gesellschaftlicher Teilbereich, in dem Spaltkräfte wirkten und sich daher Bruchlinien abzeichneten.

Unschlüssigkeit der Linken: Um eine Standortbestimmung kamen vor allem die Vertreter von Linkspositionen nicht herum. Die Implosion des Sowjetreichs harpte einer Deutung. Wie war dieser im Laufe der Geschichte zu deuten? Was folgte daraus? Unmittelbare Folge war jedenfalls ein – vielleicht ja bloss irrationaler – Plausibilitäts- und Attraktivitätsschwund *«linker»* Theorie. Was *«links sein»* bedeutete, wollte aber begründet und in historischer Erfahrungsbeurteilung fundiert sein. Von heute auf morgen war dies nicht möglich. Wo war auch zweifelsfrei anzuknüpfen, wenn es noch oder wieder ein *«linkes»* Projekt geben sollte? Die Unschlüssigkeit, die zunächst unmittelbar aus der Situation resultierte, brachte die Vertreter von Linkspositionen im Laufe der neunziger Jahre oftmals in die Defensive. Politische Gegner, jene, die sich sicher waren, was der Lauf der Dinge bedeutete, wurden nicht müde, dies den Linken ins Stammbuch zu schreiben – am augenfälligsten in der Debatte um das *«Schwarzbuch des Kommunismus»*. Aber auch bei zahlreichen anderen Gelegenheiten gerieten Linkspositionen in einen Begründungsnotstand. Dass traditionelle Positionen besonders ingrimmig verteidigt wurden – gerade auf dem Feld der Geschichtsdeutung – war aus dieser Situation heraus verständlich.

Wissensbestände und Wissensverbreitung: Als das Internet in der Mitte der neunziger Jahre gesamtgesellschaftlich nutzbar geworden war, waren Interessen, es geschichtspolitisch zu nutzen, schon vorhanden. Interessengruppen, teils in transnationaler Vernetzung, präsentierten nun auch in diesem Medium ihre historischen Erkenntnisse und machten Materialien verfügbar. Demgegenüber wurde beinahe in den Hintergrund gedrängt, dass ja seit 1989 in zunehmendem Masse auch einstmals nicht-verfügbare Archivbestände zugänglich geworden waren. Nach 1989 kam also neues Wissen in Umlauf, nach 1989 organisierten sich Gruppen, um es in Umlauf zu bringen, und einige Jahre später wurde dieses Wollen durch technische Mittel ganz enorm erleichtert.³³

33 Auch diese Arbeit wäre ohne die Nutzbarkeit des neuen Kommunikationsmittels so nicht möglich gewesen.

Geschichte als moralischer Kosmos: Geschichte des 20. Jahrhunderts, die nach 1989 allmählich überblickbar wurde, stellte sich in einem ungeheuer intensiven Grad als Extremerfahrung in Form von Gewaltgeschichte dar. Wenn davon eine philosophische Disziplin besonders herausgefordert wurde, dann die Ethik. Geschichte war *die* Herausforderung ethisch-moralischen Denkens geworden. Geschichte, unter einem moralischen Blickwinkel gesehen, wurde nun ein moralischer Kosmos, genauer: ein Kosmos der Moral und Amoral. In historischen Beispielen, Exempla, verankerte sich politisch-moralisches Denken. Geschichte wurde – wieder – zu einem «Erfahrungsraum», zu einem Stoff, aus dem – der These vom Verschwinden des Topos «*Historia magistra vitae*» zum Trotz – lokale, nationale, und supra-nationale «Lehrerzählungen» schöpften.³⁴

Generationenkonflikt: Geschichtskulturen spalteten sich oftmals in die Erinnerungsgemeinschaften der Generationen, in einem tieferen Sinne aber in jene Gemeinschaft mit gelebter Extremerfahrung und in jene ohne. Der Widerstreit zwischen Erinnerungen der Kriegsveteranen und – nicht gelebter, sondern erarbeiteter – Erinnerung sogenannter «Junghistoriker» prägte zahlreiche Konflikte der Dekade.³⁵ Der Zweite Weltkrieg wurde im Abstand eines halben Jahrhunderts erinnert, gedeutet und von nachfolgenden Generationen, zum Missvergnügen der Generation, die ihr «Album» zerfleddert sah, eben neu gesehen. Gelebte Erfahrung, die lebhaft «nachgefragt» wurde,³⁶ sich aber auch immer ungefragt Luft verschaffte, stand gegen die «bloss» angeeignete, die sich regelmässig den Vorwurf einhandelte, leichtfertig hyper-kritisch und selbstgerecht-moralistisch zu urteilen. «Erfahrung» führte Angriffe auch gegen Fachhistorie, welche ihrerseits an der Verlässlichkeit von Erinnerung zweifelte und auf den – erst aufgrund von Distanz und Verfügbarkeit der Quellen gewonnenen – Überblick pochte; indessen und in der Regel: ohne dafür Gehör zu finden. Die Verzierung des Albums wurde zurechtgebogen.

34 Dies eine knappe Vorausschau auf «Reflexion I» in Hauptteil II («Geschichte als moralischer Kosmos»). Vgl. auch den «Ausblick» am Schluss von Hauptteil IV (Globalisierungsgegner auf der Suche nach historischen Lehrbeispielen).

35 Es ist etwa an die drei Beispiele «Schweiz» (Die «Aktivdienstgeneration» als Kritiker der «Junghistoriker»), «Israel» (Die Gründergeneration als Kritiker der «Neuen Historiker»), Vereinigte Staaten («Enola Gay-Controversy») zu denken.

36 Der Zeitzeuge, der über Kriegserfahrungen oder eine Verfolgungssituation Auskunft gibt, wurde regelrecht zu einem Sozialtypus der neunziger Jahre.

Rigide Diskursnormierungen: Zahlreiche, sich benachteiligt fühlende Interessengruppen, die ihre Identität aus der Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts (aber auch aus jener ihrer Ahnen) herleiteten, drängten darauf, Geschichtsbilder in ihrem Sinne zu normieren, Erinnerung also in Sprachregelungen zu institutionalisieren. Das Phänomen «Politische Korrektheit» tauchte auch, insbesondere auch in der Variante «Historisch-politische Korrektheit». Mit einem Wort des Kunstkritikers und Publizisten Robert Hughes: «Auf dem Gebiet der Geschichte hat die PC ihre grössten Erfolge errungen.»³⁷

Postmoderne Geschichtstheorie: Mit der Entfaltung der philosophischen Postmoderne auf dem Feld der Geschichtstheorie³⁸ verbreitete sich innerhalb der Institution «Wissenschaft» ein geschichtstheoretischer Relativismus oder Konstruktivismus, der Geschichtsbilder jeglicher Art als «Erzählkonstrukt» auffasste und die These, dass jegliches Denken standortgebunden sei, auch in spielerischer Lust am Subversiven radikalisierte. Die interne Infragestellung wissenschaftlicher Leitbegriffe wie «Objektivität» machen es einer Fachhistorie nicht eben leichter, in Geschichtsdebatten zu intervenieren oder nach aussen hin bloss ein Bild der Gelassenheit zu vermitteln, gerade in einem von «Historisch-politischer Korrektheit», also von rigiden Diskursnormierungen geprägtem Umfeld.

«*Geschichtsboom*»: Das allgemeine Interesse an Geschichte war – wie im Bezug auf die bundesdeutsche Gesellschaft oftmals konstatiert worden ist – in den ausgehenden achtziger Jahren enorm gross geworden. Man konstatierte allenthalben einen «Geschichtsboom».³⁹ Diese Diagnose enthielt jedoch noch keine Analyse. Der «Boom» konnte auf ein bloss ästhetisches Interesse am Exotisch-Historischen, aber auch auf die Dringlichkeit, historische Orientierung zu gewinnen, oder die Notwendigkeit, Extremerfahrung zu verarbeiten, zurückgeführt werden. In Geschichtskultur brachten sich jedes Interesse an Geschichte ein und als

37 Hughes, Robert: Nachrichten aus dem Jammertal. Wie sich die Amerikaner in *political correctness* verstrickt haben, München 1994, S. 159.

38 Eine Übersicht gibt Iggers, Georg G.: Geschichtstheorie zwischen postmoderner Philosophie und geschichtswissenschaftlicher Praxis, in: GG 26 (2000), S. 335–346.

39 Vgl. etwa: Hardtwig, [Artikel] Geschichtskultur, S. 114. – Einen «Geschichtsboom» konstatierte indes schon František Graus – in den siebziger Jahren (Graus, František: Lebendige Vergangenheit. Überlieferungen im Mittelalter und in den Vorstellungen vom Mittelalter, Köln/Wien 1975, S. VII).

besonderes Kennzeichen der neunziger Jahre sei gerade das teils kuriose, teils aberwitzige Nebeneinander einer kommerzialisierten Geschichtskultur und einer Kultur der Schuld, einer Kultur der Be- und Entschuldigungsrituale auch, herausgestellt.⁴⁰

Die obigen Betrachtungen wurden quasi im Dialog mit dem empirischen Material entwickelt. Es erschien, schon in Rahmen der Aufarbeitung von Debattengeschichte in Hauptteil II, angezeigt, das Material zu strukturieren und zu kommentieren. Die beiden Kommentare, ›Reflexionen‹ genannt, die in Hauptteil II an zwei strategisch günstigen Stellen eingeschoben werden, sind im Kontext der Debattengeschichte ein Marschhalt auf dem Weg der Theoriebildung, der in der Einleitung begonnen wurde und in Hauptteil III fortgesetzt werden wird, sind sie zwei Zwischenschritte.

Die erste Reflexion entwickelt den Gedanken von ›Geschichtskultur als Moralkultur‹, die zweite fragt nach politischen Rahmenbedingungen von Geschichtskultur und führt bestimmte Erscheinungen in zwei Typen von Geschichtskulturen, liberalen Gesellschaften und Transitionsgesellschaften, darauf zurück.

*

Erläuterungen ad b) (Dritter Hauptteil): Im theoretisch orientierten Teil werden Denkwerkzeuge in eine Auslegeordnung gebracht. Drei Denkansätze, die den ausserwissenschaftlichen ›Umgang mit Geschichte‹ thematisieren, werden dahingehend untersucht, was sie zur Erhellung einer Thematik leisten und ob sie zur Erreichung der oben definierten Ziele dienlich sind. Auf einer Kritik der drei Ansätze aufbauend, die indes keinen von ihnen verwirft, wird ein eigener Ansatz vorgestellt, der eine mit eigenen Ideen angereicherte Re-Formulierung einer Theorie der Geschichtspolitik darstellt: ein Denkwerkzeug, das auch eine Reihe von Phänomenen zu erfassen imstande ist, die für diese Arbeit weniger zentral sind.

Daraus ergibt sich, dass der Gegenstandsbereich in Hauptteil II zuerst eng gefasst wird, hernach weiter und sodann – Hauptteil IV – wie-

40 Siehe unten die Ausführungen über die Zweihundertjahrfeier der Französischen Revolution und die Geschichtskultur des Kolumbusjahres sowie ›Reflexion II‹ in Hauptteil II.

derum eng. Die Geschichtsdebatte wird als Substruktur des Gesamtphänomens ›Geschichtspolitik‹ begriffen, welches seinerseits als Teilphänomen von Geschichtskultur⁴¹ aufgefasst wird (ästhetische oder ökonomische Phänomene etwa sind auch Teil von Geschichtskultur, interessieren aber nur am Rande).

*

Erläuterungen ad c) (Vierter Hauptteil): Eine Fallstudie steht am Ende der drei Hauptteile. Darin wird eine nationale Geschichtsdebatte in den Blick genommen, die ein Teil eines viel grösseren geschichtskulturellen Ereignisses von enormer Tragweite gewesen ist: Die US-amerikanische Debatte über ›Kolumbus und die Folgen‹ (1990–92) als Teil des Gesamtphänomens ›Kolumbusjahr‹, das wiederum bloss die finale Phase eines geschichtspolitischen ›Rumorens‹ gewesen ist, das lange zuvor – in den achtziger Jahren und in der Vorbereitungsphase dieses ambivalenten ›Jubiläums‹ – begonnen hatte.

Die US-amerikanische Debatte ist als ›Lehrbeispiel‹ für die politische Nutzbarmachung von Geschichte bezeichnet worden.⁴² Dem kann zugestimmt werden. Erstes Auswahlkriterium war die Reichhaltigkeit und daher die Eignung des Stoffes für eine exemplarische Analyse, denn dieser ›Fall‹ stellt auch den ›Testfall‹ eines Analysewerkzeugs dar.

Die Auswahl des Falles war darüber hinaus motiviert durch ein spezifisches, allerdings subjektiv-persönliches Interesse an den Eigenheiten US-amerikanischer Geschichtskultur.

Fachliche Positionierung

In Zusammenzug des bisher Ausgeführten kann die Arbeit im fachlichen Zusammenhang positioniert werden. Es handelt sich um einen Beitrag zur geschichtswissenschaftlichen Grundlagenreflexion. Denn es ist im-

41 Hier verstanden als der Sammelbegriff, der alle Denkmuster und gesellschaftlichen Praktiken meint, die vergangenheitsbezogen sind. Im Titel der Arbeit steht also der Rahmenbegriff dem Teilphänomen ›Konflikt‹ gegenüber.

42 Adams, Willi Paul: Ärger mit Kolumbus. Der Streit um die Entdeckung der Neuen Welt rührt an die Wurzeln des amerikanischen Selbstverständnisses, in: Das Parlament Nr. 42/1992, S. 21 (»Die amerikanische Kolumbus-Debatte ist ein handbuchreifes Beispiel für die Instrumentalisierung wertender Aussagen über die Gründungsgeschichte einer Nation zur Rechtfertigung heutigen politischen Handelns.«).

mer die Institution der Fachhistorie, die zu einer Fülle geschichtskultureller Phänomene in Beziehung gesetzt wird. Es ist ein Verhältnis zur gesellschaftlichen ›Umwelt‹, das interessiert. Diese Verhältnisbestimmung setzt den Gebrauch soziologischer und politologischer Begriffsinstrumente voraus, als zwar eingebürgerter aber doch fachfremder Mittel. In einem klassischen Sinne ist nur der Teil ›Debattengeschichte‹ ein Beitrag zur Neuesten Zeitgeschichte, im engeren Sinne: zu einer Sozialgeschichte der Ideen und der intellektuellen Auseinandersetzungen.

Es liegt also eine im klassischen Sinne interdisziplinäre Arbeit vor, weil die Grundlagenreflexion auf wissenssoziologischer und politologischer Forschung fusst.

Das verwendete Vokabular besteht aus einem geschichtstheoretischen Grund- und einem soziologischen, respektive politologischen Aufbauwortschatz. Das Mischungsverhältnis in den einzelnen Hauptkapiteln ist verschieden. Dann und wann ist angedeutet, dass ein eigentlich offener Weg nicht beschritten werden wird. Interdisziplinarität setzt einen solchen Aufwand voraus, dass nicht leichtfertig davon die Rede sei.

In einen kulturwissenschaftlichen Zusammenhang passt diese Arbeit nicht, denn Gedächtnisforschung, eine Disziplin, die zur ›Leitkultur‹ der Kulturwissenschaften geworden ist, ist im theoretisch orientierten Teil ja selbst Objekt des Nachdenkens.

Eine kulturwissenschaftliche Tugend indes, ein Sinn und ein Blick für das Detail (den unscheinbaren, da marginalen Träger von Sinn,⁴³ ist durchwegs Maxime; als Primärtugenden gelten hier aber ein soziologischer Realismus – auch Detailrealismus – sowie eine Engführung von Recherchepraxis und theoretischem Denken.

43 Es ist beinahe in Vergessenheit geraten, dass der Sinn-Begriff zum klassischen soziologischen Begriffsrepertoire gehörte und gehört.